

Die Tat der Maria Beldamer [Schluss]

Autor(en): **Martin, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 47

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

oder der Erotismus verharrt auf der frühkindlichen Stufe, und der Mund behält seine überbetonte Bedeutung. Die Befriedigung erfolgt nach Art des Säuglings weiter durch Lutschen am Daumen, an Lutschern und anderen Gegenständen, durch übertriebenes Küssen, Schlecken, Rauchen, Nagelbeißen usw.

Mit dem Verharren der Erotik auf oraler (Mund) Stufe, ist aber die Veranlagung zum Stottern, und wo dieses auftritt, auch die Hauptursache dazu gegeben; denn die Libido kann sich hier nicht unbehindert auswirken. Es treten von Seiten der Erzieher Hemmungen und Verbote entgegen, die dann in dem betroffenen Kinde Verdrängungen auslösen. Begehren und Verbot schaffen aber einen Spannungszustand, einen Konflikt, Schuldgefühle und Angst, vor allem Angst vor Strafe.

Dieser Widerstreit zweier Tendenzen findet nun auch eine Fixierung im Sprechen. Schneider („Ueber das Stottern“, Entstehung, Verlauf und Heilung. Verlag A. Franke u. G., Bern 1922) nannte dies den Streit der Willen beim Stottern. Entsprechend der starken münderotischen Betätigungsucht erhält auch das Sprechen eine Ueberbetonung in Schwachsucht, Prahlhanserei usw. Aber die Verdrängung setzt auch hier ein. Wille und Verbot zum Sprechen finden sich schließlich in einem Ausdruck des Kompromisses, nämlich im Stottern.

Freilich, so einfach wie die obige Darstellung das Krankheitsphänomen schildert, liegt der Fall nur selten. Gewöhnlich kommen noch andere Faktoren verstärkend dazu, vor allem das Moment der Regression (Rückgriff, Rückwendung) späterer Libidofixierungen auf die Oraleerotik.

Worauf hat die Verhütung des Stotterns vor allem zu achten: Konsequente (nicht aber schroffe) Entwöhnung von der Münderotik. Dafür muß Ersatz geschaffen werden; Spiel und Betätigungen in anderer Richtung.

In Fällen, wo das Stottern wirklich auftritt, sollte die Heilung durch psychoanalytische Behand-

lung gesucht werden und nicht durch Medikamente oder didaktische Methoden, da bei letzteren Verfahren doch immer wieder Rückfälle eintreten, weil eben das Uebel nicht an der Wurzel angepackt wird. Wer sich über die Frage näher orientieren will, dem sei die letzte Nummer der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ (herausgegeben von Dr. Meng und Prof. Dr. E. Schneider, Wien) bestens empfohlen. Sie enthält Aufsätze von Schneider (Stuttgart), Tamn (Stockholm), Meng (Stuttgart), Graber (Bern), Chadwick (London), Coriat (Boston) u. a. m. und ist als Sondernummer dem Stottern und seiner Behandlung gewidmet.

Die trippelnden Füße.

Von Helene Diesener.

Gilt ich durch die Räume im flüchtigen Schritt,
So trippelten sicher zwei Füßchen mit.
Wohin mich auch immer das Tagwerk gebracht,
Zwei Neuglein, die haben mich angelacht,
Zwei Füßlein, die waren flink wie der Wind,
Die folgten dem Mütterlein geschwind.

Nun ruht, was des pridelnden Lebens voll,
Und einft vor Jugendlust überquoll!
Doch ich ziehe wie damals durch das Haus,
Und höre im Lärm die Schritte heraus.
Sie folgen mir in der Freunde Kreis,
Sie huschen hinter mir, flüchtig und leis.

So leis wie ein Hauch und doch so schwer,
Wo nehmen die Füßchen die Kraft nur her?
Sie treten nieder mein Lehrenfeld,
— Du hast es geboten, Herr der Welt —
Die trippelnden Füße, die doch ruhn,
Wie können sie weh dem Herzen tun!

Die Tat der Maria Belbamer.

Roman von Kurt Martin. (Schluß.)

Paul Stein sprach weiter. „Der Mörder aber hatte mit seinem anonymen Brief an den Herrn Untersuchungsrichter wieder sein Ziel erreicht. Es war festgestellt worden, daß der Dolch, mit dem der Mord geschah, am Abend des 8. Oktober, wenige Stunden vor dem Verbrechen, gekauft worden war, und der Händler, der den Dolch damals verkaufte, erkannte auch in Dr. Römer den Besucher jenes Abends wieder. Alles wies auf Dr. Römer als den Mörder hin. — Der wirkliche Mörder konnte zufrieden sein. Aber es dauerte ihn zu lange. Er wartete immer und immer wieder auf eine Notiz in der Presse, daß die Schwurgerichtsverhandlung gegen Römer angefeht worden sei. Und da kam er auf den Gedanken, noch einen Zeugen oder vielmehr eine Zeugin gegen Dr. Römer vorzuführen, um ihn endgültig der Verurteilung auszuliefern. — Es meldete sich Fräulein Alma Stender und gab an, damals am 8. Oktober abends in der Lindengasse Dr. Römer getroffen zu haben. Sie hat das vorhin beeidigt. — Sie hat falsch geschworen. Sie hat damals abends in der Lindengasse nicht Dr. Römer getroffen, sie hat vielmehr den wirklichen Mörder getroffen!“

Da rauschte es wieder aufgeregt durch den Saal. Auch die Geschworenen zeigten Unruhe. Dr. Lürmer sah, weit nach vorn gebeugt, vor seinem Tisch und starrte auf den Kommissar.

Alma Stender jammerte laut: „Ich habe ihn doch aber erkannt! Dann hat er eben viel Ähnlichkeit mit einem anderen Mann! Ich kann doch nichts dafür, wenn noch ein Mensch in der Stadt dem Dr. Römer ähnlich sieht! Ich habe deshalb doch nicht falsch geschworen! Ich lasse

mir so etwas nicht nachreden! Ich lasse mich nicht so verleumben! Ich!...“

„Schweigen Sie auf der Stelle!“

„Nein, ich —“

„Sie sollen ruhig sein!“

Der Vorsitzende schlug zornig auf den Tisch. Man sah es an der Röte, die bei des Kommissars Worten immer stärker in sein Antlitz stieg, daß ihn Paul Steins Bericht außerordentlich aufregte. Er nickte dem Kommissar zu. „Weiter!“

Paul Stein sprach: „Ich erfuhr auf der Suche nach weiteren Beweisen von dem Sohne des ermordeten Hombrecht, daß kurz vor Hombrechts Tod eine Anzahl Schecks — fünf Stück — mit insgesamt 115,000 Mark bei der Handelsbank in Hamburg, die Hombrechts Konto führte, zur Einlösung gebracht worden, alle fünf auf den Namen einer Tutta Bennor ausgefertigt.“

Er warf einen Blick zu Fritz Braun hinüber und sah, daß er erbleichte. Er sah aber auch, daß Alma Stender zu zittern begann und ihn entsetzt anstarrte. Und er sprach weiter.

„Man legte mir in Hamburg diese Schecks vor, die alle fünf mit der Schreibmaschine ausgefertigt waren. Nur die Unterschrift Julius Hombrechts war handschriftlich darunter angelegt. Diese Schecks wurden in Hamburg bei der Bank von einer jungen Dame, die blondes Haar hatte und eine Brille mit gelben Gläsern trug, zur Einlösung gebracht. Die junge Dame hatte es aber immer sehr eilig. Sie kam auf dem Hauptbahnhof in Hamburg an, nahm sich jedesmal ein Auto, fuhr zur Bank, löste den betreffenden Scheck ein und fuhr mit dem Auto wieder zum Bahnhof. Einmal ließ

sie ein Taschentuch im Auto liegen. Das Taschentuch ist hier. Es zeigt das Monogramm „M. S.“ Das sind nun freilich nicht die Anfangsbuchstaben der auf den Scheck bezeichneten Geldempfängerin Jutta Bennor. — Aber es sind die Anfangsbuchstaben des Namens der Genossin des Mörders. — Sonderbarerweise zeigen auch der Maschinendurchschlag des angeblichen Hombrechtschen Drohbriefes, der anonyme Brief an den Herrn Untersuchungsrichter und die Jutta Bennorsche die gleichen Merkmale bei der Maschinenschrift. Es sieht so aus, als ob der Brieffschreiber oder die Brieffschreiberin Linkshänder sei oder an der rechten Hand irgend eine Verletzung habe. Meine Feststellung hat mich nicht getäuscht: Die Helfershelferin, also die Genossin des Mörders, hat eine Verstümmelung an der rechten Hand und ist deshalb mit der rechten Hand viel unbeholfener als mit der linken!“

Er sah zu Alma Stender hinüber, die sich krampfhaft bemühte, ihre rechte Hand unter dem Taschentuch zu verbergen. Dann sprach er weiter.

„Außerdem ist jetzt festgestellt, daß die Unterschrift Julius Hombrechts auf den Schecks, die auf den Namen der Jutta Bennor ausgestellt waren, gefälscht wurde!“

Er blickte auf Fritz Braun, der ihn mit Augen anstarrte, aus denen Entsetzen, aus denen Haß sprach.

„Hombrecht war damals drei Wochen lang nicht in Hamburg bei seiner Bank gewesen. Eine Abrechnung war in dieser Zeit nicht erfolgt. Da beschloß Hombrecht plötzlich am 8. Oktober, nach Hamburg zu fahren. Der Scheckfälscher fürchtete Entdeckung, und er beschloß, Hombrecht auf der Fahrt nach Hamburg zu ermorden; er begab sich abends zu Rosenzweig, kaufte den Dolch, und fuhr mit dem Nachtschnellzug, zwei Abteile von Hombrecht entfernt, auch nach Hamburg. Unterwegs schlich er sich zu Hombrecht und erstach ihn. Nun brauchte er eine Entdeckung seiner Scheckfälschung nicht mehr zu fürchten!“

Aber so wie sich die Genossin des Mörders durch ihre Maschinenschrift mir auffällig machte, so machte sich der Mörder auf eine andere Weise bemerkbar! Auf dem Briefumschlag des anonymen Briefes an den Herrn Untersuchungsrichter, den ihm seine Genossin schrieb, klebte der Mörder eine Marke, und, weil sie schlecht haftete, drückte er sie nochmals fest. Ein Fingerabdruck von ihm blieb zurück. Dieser Fingerabdruck begegnete mir ein zweitesmal auf einem Dolch aus dem Laden Jakob Rosenzweigs, den Rosenzweig ebenfalls dem damaligen abendlichen Besucher zur Wahl mit vorgelegt hatte und den der Mörder damals abends in der Hand hielt. Zum drittenmal begegnete mir der Fingerabdruck, und zwar mehrfach, auf einem blutbefleckten Taschentuch, das ich kürzlich fand. Dies Taschentuch war in die Polster des Abteils geschoben, in dem der Mörder nach Hamburg fuhr. Er hat sich nach der Tat die Hände gereinigt und darauf das Taschentuch tief in die Polster hineingeschoben! — Hier ist das Tuch!“

Paul Stein trat an den Richtertisch und reichte dem Vorsitzenden das Taschentuch hinauf. Er schien jetzt selbst erregt und sprach mit erhobener Stimme weiter.

„Vorhin, während der Verhandlung, als die Zeugen da bereits hier im Schwurgerichtsgebäude weilten, habe ich das letzte gefunden, was ich finden wollte. — Ich war in der Wohnung der Genossin des Mörders und fand dort in einem Schranke die Brille mit den gelben Gläsern, die Jutta Bennor trug!“

Er hielt die Brille in der Hand und zeigte sie Alma Stender hin. Die schrie gell auf. „Nein! — Nein! — Nicht! — Nicht! —“ Und begann verzweifelt zu schluchzen.

Paul Stein sprach weiter. Seine Stimme klang laut und anklagend. „Und ich war in der Wohnung des Mörders und fand einen Bogen mit Schriftproben des Hombrechtschen Namenszuges. Darauf hat der Scheckfälscher die Nachahmung der Handschrift geübt. Ich fand aber auch

das Original des angeblich von Hombrecht stammenden Drohbriefes, dessen Kopie Dr. Römer so schwer belastete. Ich fand auch wieder die Fingerspuren, die mir schon dreimal vorher begegnet waren!“

Fritz Braun war emporgetaumelt. Er wankte mit hocherhobenen Armen auf Paul Stein zu.

„Ich! — Ich! —!“

Der Kommissar sah ihn an.

„Sie sind der Mörder Hombrechts!“

Und Fritz Braun wankte vor zum Richtertisch und brach da in die Knie. Er ächzte. „Ich — ja —, ich bin der Mörder!“

Der Vorsitzende stand. Der Staatsanwalt stand. Die Zuschauer sprangen empor, auf die Bänke, um besser sehen zu können.

Ein Aufatmen ging durch den Saal. Und dann ein Murren, ein Fluchen.

„Nieder mit dem Mörder!“

Polizei füllte den Platz vor dem Richtertisch. Man führte den jammernden Jakob Rosenzweig und die laut weinende Alma Stender, die sich heftig wehrte, hinaus. Fritz Braun, der ohnmächtig zusammengebrochen war, wurde von einigen Schutzleuten fortgetragen.

Und man sah auf den, der bis jetzt des Mordes angeklagt war. Man rief seinen Namen.

„Römer!“ — „Römer!“

Der aber stand aufrecht da, und Maria Belbamer stand neben ihm. Innig preßte er ihre Hand. Sie hörten beide nicht die jubelnden Zurufe der Menge. Sie sahen nur sich.

Nachschrift der Redaktion.

Es sind uns aus dem Leserkreise über die eben zu Ende gegangene Erzählung die verschiedensten Kommentare zugekommen, positive und negative. So sehr wir es begrüßen, wenn unsere Leser sich über die Eindrücke äußern, die ihnen der eine oder andere Stoff unseres Blattes vermittelt hat, so sehr sind wir nun im Zweifel in bezug auf das Urteil der Gesamtheit unserer Leser über die zur Diskussion gestellte Gekürzte. Indem wir ausnahmsweise einmal neben einem ersten mehr in seelische Tiefen vordringenden Stoff eine auf Spannung abgestellte, knifflige Handlung brachten, glaubten wir auch den Lesern entgegenzukommen, die in einer mehr den Verstand als die Empfindung bewegenden Erzählung ihre feierabendliche Ausspannung finden. Wir sind auch fernerhin zu einer solchen Abwechslung gewillt, wenn wir das Bedürfnis eines wesentlichen Teiles unserer Leserschaft dabei voraussetzen können. Wir würden uns so der Gepflogenheit der Tageszeitungen anschließen, ohne in dessen gehobenerer Literatur zu vernachlässigen.

Wir bitten unsere Leser, sich durch Zuschriften zu äußern über die Wünschbarkeit eines solchen Nebeneinanders von besinnlicher und spannender Lektüre. Die Vernehmlassungen würden wir zu einem Artikel zusammenstellen mit wörtlicher Wiedergabe der Urteile, wo sie neue Gesichtspunkte bringen; natürlich würden wir Wünsche der Anonymität respektieren.

*

Man möge der Redaktion glauben, daß sie sich der moralischen Pflicht bewußt ist, in erster Linie gute Heimatliteratur zu pflegen. Wir glauben bisher genügend Beweise dieses Pflichtbewußtseins gegeben zu haben. Es gereicht uns auch jetzt wieder zur Genugtuung, einem Heimatkünstler bester Art und Kunst das Wort geben zu können und zwar in Nachfolge der in heutiger Nummer zu Ende gehenden historischen Erzählung unserer geistvollen Maria Wafer. Es handelt sich um eine Dialekterzählung Emil Palmers, des beliebten Berner Dichters und Vortragsmeisters, auf dessen neuestes Buch wir an anderer Stelle in dieser Nummer hinweisen. Eben für dieses Buch war auch unsere Erzählung bestimmt. Sie mußte aber aus buchtechnischen Gründen aus dem Bände ausgeschlossen und für eine spätere Buchpublikation aufgespart werden.

Wir wollen vom Inhalte der kurzen freundlichen Geschichte nur so viel verraten, daß es sich hier einmal um ein umgekehrtes Belschland-Erlebnis handelt: nicht junge Deutschweizer, sondern zwei junge Welsche aus dem schönen Ländchen am Moleson erleben ihre Fremdlandzeit und zwar eben diesmal auf deutschschweizerischem Boden. Eine Frage der Volkserziehung wird hier angeschnitten und in Palmers sympathisch-positiver Art auch beantwortet. Unsere Leser seien auf die Erzählung „I ds Läbe use“ empfehlend aufmerksam gemacht.